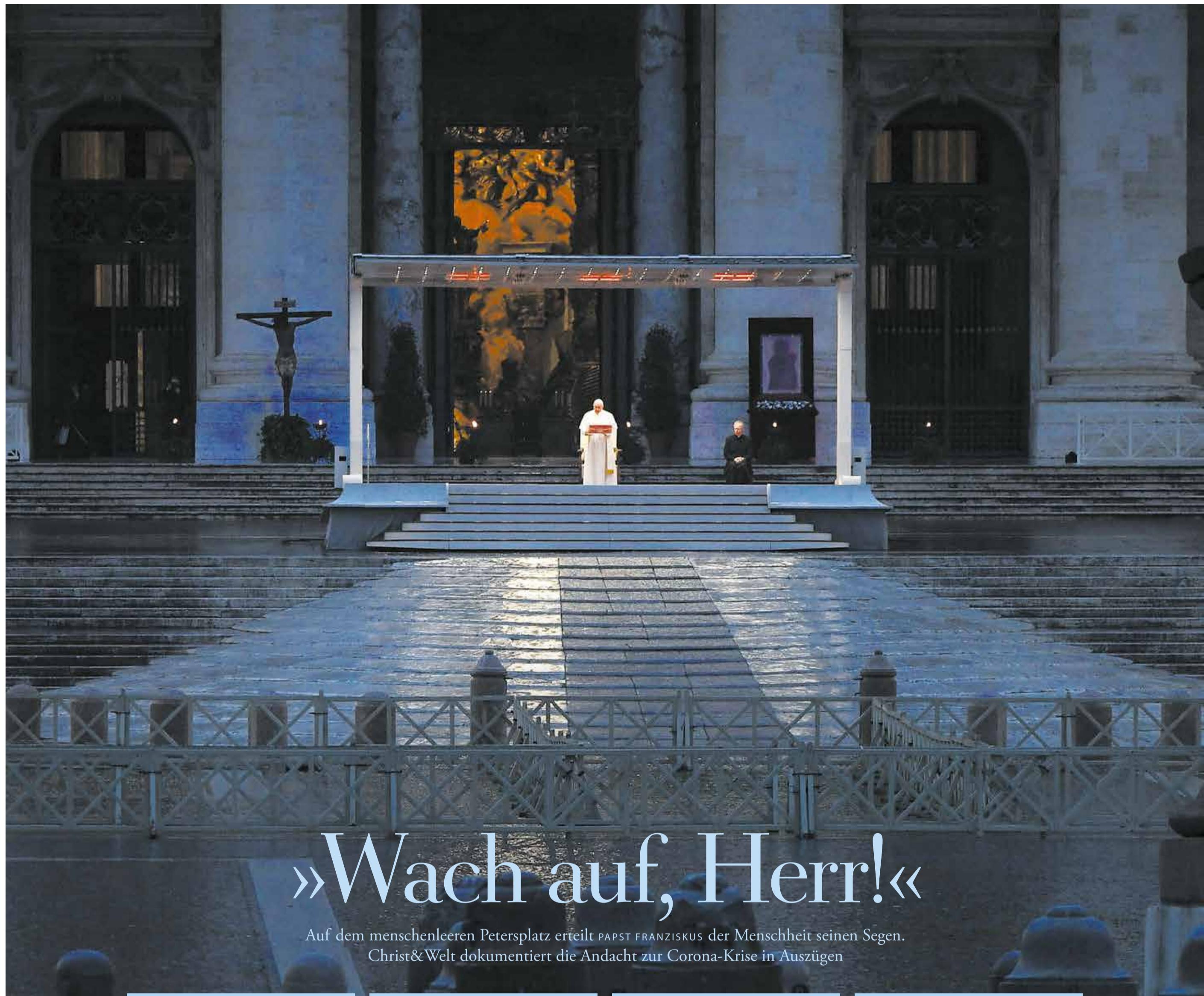


Christ & Welt

WOCHEZEITUNG FÜR GLAUBE, GEIST, GESELLSCHAFT

15
Rheinischer
MERKUR



»Wach auf, Herr!«

Auf dem menschenleeren Petersplatz erteilt PAPST FRANZISKUS der Menschheit seinen Segen.
Christ&Welt dokumentiert die Andacht zur Corona-Krise in Auszügen

Seit Wochen scheint es, als sei es Abend geworden. Tiefe Finsternis hat sich auf unsere Plätze, Straßen und Städte gelegt; sie hat sich unseres Lebens bemächtigt und alles mit einer ohrenbetäubenden Stille und einer trostlosen Leere erfüllt, die alles im Vorbeigehen läbt: Es liegt in der Luft, man bemerkt es an den Gesten, die Blicke sagen es. Wir sind verängstigt und fühlen uns verloren. Wie die Jünger des Evangeliums wurden wir von einem unerwarteten heftigen Sturm überrascht. Uns wurde klar, dass wir alle im selben Boot sitzen, alle schwach und orientierungslos sind, aber zugleich wichtig und notwendig, denn alle sind wir dazu aufgerufen, gemeinsam zu rudern, alle müssen wir uns gegenseitig beistecken. Auf diesem Boot befinden wir uns alle.

Der Sturm legt unsere Verwundbarkeit bloß und deckt jene falschen und unnötigen Gewissheiten auf, auf die wir bei unseren Plänen, Projekten, Gewohnheiten und Prioritäten gebaut haben. Er macht sichtbar, wie wir die Dinge vernachlässigt und aufgegeben haben, die unser Leben und unsere Gemeinschaft nähren, erhalten und stark machen. Der Sturm entlarvt all unsere Vorräte, was die Seele unserer Völker ernährt hat, wegzupacken und zu vergessen; all die Betäubungsversuche mit scheinbar heilbringenden Angehörenheiten, die jedoch nicht in der Lage sind, sich auf unsere Wurzeln zu berufen und die Erinnerung unserer älteren Generation wachzurufen, und uns so der Immunität berauben, die notwendig ist, um den Schwierigkeiten zu trotzen. Herr, dein Wort heute Abend trifft und betrifft uns alle. In

unserer Welt, die du noch mehr liebst als wir, sind wir mit voller Geschwindigkeit weitergerast und hatten dabei das Gefühl, stark zu sein und alles zu vermögen. In unserer Gewinnsucht haben wir uns ganz von den materiellen Dingen in Anspruch nehmen lassen und von der Eile betäubt lassen. Wir haben vor deinen Mahnrufen nicht angehalten, wir haben uns von Kriegen und weltweiter Ungerechtigkeit nicht aufzufrütteln lassen, wir haben nicht auf den Schrei der Armen und unseres schwer kranken Planeten gehört. Wir haben unerschrocken weitergemacht in der Meinung, dass wir in einer kranken Welt immer gesund bleiben würden. Jetzt, auf dem stürmischen Meer, bitten wir dich: »Wach auf, Herr!«

»Warum habt ihr solche Angst? Habt ihr noch keinen Glauben?« Herr, du appellierst an uns, du appellierst an den Glauben. Nicht nur an den Glauben, dass es dich gibt, sondern an den Glauben, der uns vertrauensvoll zu dir kommen lässt. In dieser Fastenzeit erklingt dein eindringlicher Aufruf: »Kehrt um!« (Mk 1,15); »Kehrt um zu mir von ganzem Herzen mit Fasten, Weinen und Klagen!« (Jöel 2,12). Du rufst uns auf, diese Zeit der Prüfung als eine Zeit der Entscheidung zu nutzen. Es ist nicht die Zeit deiner Urteils, sondern unseres Urteils: die Zeit zu entscheiden, was wirklich zählt und was vergänglich ist; die Zeit, das Notwendige von dem zu unterscheiden, was nicht notwendig ist. Es ist die Zeit, den Kurs des Lebens wieder neu auf dich, Herr, und auf die Mitmenschen auszurichten. Und dabei können wir auf das Beispiel

so vieler Weggefährten schauen, die in Situationen der Angst mit der Hingabe ihres Lebens reagiert haben. Es ist das Wirken des Heiligen Geistes, das in mutige und großzügige Hingabe gegossen und geformt wird. Es ist das Leben aus dem Heiligen Geist, das in der Lage ist, zu befreien, wertzuschätzen und zu zeigen, wie unser Leben von gewöhnlichen Menschen – die gewöhnlich vergessen werden – gestaltet und erhalten wird, die weder in den Schlagzeilen der Zeitungen und Zeitschriften noch sonst im Rampenlicht der neuesten Show stehen, die aber heute zweifellos eine bedeutende Seite unserer Geschichte schreiben: Ärzte, Krankenschwestern und Pfleger, Supermarktantasten, Reinigungspersonal, Betreuungskräfte, Transporteure, Ordnungskräfte, ehrenamtliche Helfer, Priester, Ordensleute und viele, ja viele andere, die verstanden haben, dass niemand sich allein rettet. Angesichts des Leidens, an dem die wahre Entwicklung unserer Völker gemessen wird, entdecken und erleben wir das Hohenpriesterliche Gebet Jesu: »Alle sollen eins sein!« (Joh 17,21).

Wie viele Menschen üben sich jeden Tag in Geduld und flößen Hoffnung ein und sind darauf bedacht, keine Panik zu verbreiten, sondern Mitterantwortung zu fördern. Wie viele Väter, Mütter, Großväter und Großmütter, Lehrerinnen und Lehrer zeigen unseren Kindern mit kleinen und alltäglichen Gesten, wie sie einer Krise begegnen und sie durchstehen können, indem sie ihre Gewohnheiten anpassen, den Blick aufrichten und zum Gebet anrufen. Wie viele Menschen beten für das Wohl aller,

spenden und setzen sich dafür ein. Gebet und stiller Dienst – das sind unsere siegreichen Waffen.

»Warum habt ihr solche Angst? Habt ihr noch keinen Glauben?« Der Anfang des Glaubens ist das Wissen, dass wir erlösendesbedürftig sind. Wir sind nicht unabhängig, allein gehen wir unter. Wir brauchen den Herrn so wie die alten Seefahrer die Sterne. Laden wir Jesus in die Boote unseres Lebens ein. Übergeben wir ihm unsere Ängste, damit er sie überwindet. Wie die Jünger werden wir erleben, dass wir mit ihm an Bord keinen Schiffbruch erleiden. Denn das ist Gottes Stärke: alles, was uns widerfährt, zum Guten zu wenden, auch die schlechten Dinge. Er bringt Ruhe in unsere Stürme, denn mit Gott geht das Leben nie zugrunde.

Liebe Brüder und Schwestern, von diesem Ort aus, der vom felsenfesten Glauben Petri erzählt, möchte ich heute Abend euch alle dem Herrn anvertrauen und die Muttergottes um ihre Fürsprache bitten, die das Heil des Volkes Gottes und der Meermänner auf stürmischer See ist. Von diesen Kolonialadern aus, die Rom und die Welt umarmen, komme der Segen Gottes wie eine tröstende Umarmung auf euch herab. Herr, segne die Welt, schenke Gesundheit den Körpern und den Herzen! Trost: Du möchtest, dass wir keine Angst haben; doch unser Glaube ist schwach und wir fürchten uns. Du aber, Herr, überlass uns nicht den Stürmen. Sag zu uns noch einmal: »Fürchtet euch nicht!« (Mt 28,5). Und wir werfen zusammen mit Petrus »alle unsere Sorge auf dich, denn du kümmertest dich um uns!«

Das Echo der Stille

Wie der leere Petersplatz mit Papst und Pestkreuz zur Kulisse der Welt wurde.

Eine Bildbetrachtung VON GREGOR MARIA HOFF



Fotos: ABACA/Picture Alliance/DPA, Privat

Am 27. März spendete Papst Franziskus der Stadt und dem Erdkreis den Segen. Es sollte ein Zeichen der Hoffnung sein in Zeiten von Corona.

Dieses Bild prägt sich ein: Eine einzelne Gestalt in Weiß vor dem Petersdom. Das kolossale Panorama des Petersplatzes gerinnt zur Miniatur einer Welt, die sich unter dem Druck der Corona-Pandemie aufs Nötigste reduziert. Mühsam geht der Papst die Stufen des Petersdoms hoch, um sich an die ganze Welt zu wenden. Man merkt ihm an, dass ihm dieser Weg schwerfällt, nicht nur wegen seines Alters. Er gehört selbst zur am meisten gefährdeten Risikogruppe – in Italien können über achtzigjährige Menschen, die an Covid-19 erkrankt sind, oft nicht mehr beatmet werden. Franziskus befindet sich mittendrin im Sturm, der die Welt erfasst. Was nötig ist zum Leben, was ein Leben zählt, wird im Zeichen des Virus neu definiert.

Das Corona-Virus greift das Immunsystem der globalisierten Welt mitten in ihren Funktionsmustern an. Auch auf dem Petersplatz scheint es, als müsse sich die Welt abstellen, um überleben zu können. Im Regen von Rom verlieren sich einzelne Figuren im Schatten des Doms, der Papst spricht in einen menschenleeren Raum. Die ganze Einsamkeit dieses Moments kann nur empfinden, wer von diesem Punkt aus sonst zu Zehntausenden Menschen spricht. Das Echo der Stille nimmt aber auch jeden in Haft, der aus seiner privaten Quarantäne die Welt wahrnimmt und nur noch auf Distanz am Leben teilnimmt.

Der Papst benennt die Ängste, die Zweifel, die in diesem historischen Moment alle Menschen bedrängen. Das ist mehr als ein Auftakt für den Segen, der folgt: es ist seine Bedingung. Im Segen Urbi et Orbi, der die Stadt Rom und den gesamten Weltkreis umfasst, schließt Franziskus die Menschen in ihrer Isolation zusammen. Vom Beten allein wird niemand vor dem Virus gerettet, aber

ohne den Zusammenhalt von Menschen bricht unser soziales Immunsystem zusammen.

Das passende Bild liefert ein Text aus dem Markusevangelium. Jesus befindet sich mit seinen Jüngern in einem Boot, als sie ein Sturm überrascht. Während seine Begleiter panische Angst packt, schlafst Jesus. Schlafst Gott jetzt? Gerade weil diese Frage im Raum steht, setzt der Papst auf den Ausnahmefall dieses besonderen Segens. Ihm umgibt eine Aura, aber er wirkt nicht als magischer Eingriff. Er aktiviert stattdessen die Kraft eines Glaubens, der sich in Achtsamkeit und Respekt, in der Zuwendung zu jedem einzelnen Menschen zeigt. »Leben aus dem Heiligen Geist« nennt Franziskus das, und Jesus vermittelt es. Im Evangelium genügt ein Wort, den Sturm zu beschwichtigen. In pandemischen Zeiten reicht das nicht. Aber der theologische Sinn der Geschichte hat ohnehin eine andere Blickrichtung.

Der Evangelist Markus weiß, dass dieser Jesus in den Tod geht. Doch er glaubt mit Jesus, dass der Tod angesichts der unbegrenzten schöpferischen Lebensmacht Gottes nicht das letzte Wort hat.

Darauf setzt der Stellvertreter Christi an diesem Abend. Er setzt uns ins selbe Boot und schlägt vor, der Orientierung zu folgen, die von der Lebengestalt Jesu ausgeht. Der verschläft die drohende Katastrophe nicht, sondern fasst seine Freunde im Glauben zusammen. Das Leben unter Risikobedingungen wird damit kein bisschen un gefährlicher, aber es lässt sich anders erfahren. Unter diesen Voraussetzungen wird das gemeinsame Gebet zum Segen. Er hebt die Selbstimmunisierung des Lebens auf, die der Papst zu den entscheidenden Risikofaktoren der globalisierten Welt zählt: »Der Sturm legt unsere Verwundbarkeit bloß und deckt jene falschen und unnötigen Gewissheiten auf, auf die wir bei unseren Plänen,

Projekten, Gewohnheiten und Prioritäten gebaut haben. Er macht sichtbar, wie wir die Dinge vernachlässigt und aufgegeben haben, die unser Leben und unsere Gemeinschaft nähren, erhalten und stark machen. Der Sturm enttarnt all unsere Vorhaben, was die Seele unserer Völker ernährt hat, wegzu packen und zu vergessen; all die Betäubungsversuche mit scheinbar heilbringenden Angehörigkeiten, die jedoch nicht in der Lage sind, sich auf unsere Wurzeln zu berufen und die Erinnerung unserer älteren Generation wachzurufen, und uns so der Immunität berauben, die notwendig ist, um den Schwierigkeiten zu trotzen.«

Im Regen von Rom, vor der Leere der Welt bietet Franziskus eine Gegenmacht auf, die wie aus einer anderen Zeit zu stammen scheint. Aber der Segen, den der Papst über die Welt spricht, beansprucht nicht die Zauberkraft eines Wortes, das alle Probleme löst. Das auf Zuruf gesund macht. Dass die katholische Kirche in dieser Hinsicht nachrüstet, muss irritieren. Sorgen angehauft geschlossener Kirchen und ausfallender Gottesdienste haben einen tiefen Ernst, aber die Ent rüstung darüber macht sich nicht selten an einem Glauben fest, der die katholische Eucharistiefeier zum selbstwirksamen Medizinersatz stilisiert. Ausflüge in magische Vorstellungen haben Konjunktur.

Sie zeigen einen kulturellen Bruch an, der sich durch die christlichen Glaubenswelten zieht. Er offenbart Risslinien auch in biografischen Miniaturen, wenn man auf uneingeschränkten Zugang zur lebensentscheidenden Eucharistie setzt, wenigstens in distanzierter Anschauungsform des Allerheiligsten, aber doch noch schnell auf Vorrat einkauft. Die Krise ihrer religiösen Deutungsmacht, die im Zeichen der Pandemie akut wird, betrifft die katholische Kirche grundlegend. Nicht

nur weil die Menschen, die früher kamen, nicht mehr ohne Weiteres kommen werden, um zu bleiben, sondern weil sich immer mehr gläubende, fragende, suchende Christinnen und Christen einem Glauben entfremden, der auf Wunder aus dem Repertoire direkter Gnadenzufuhr setzt. Die gegenwärtige Vervielfältigung der Messen im Netz ist eben nicht nur unbeholfenen Nachholversuchen in Sachen digitaler Glaubenskommunikation geschuldet, sondern Ausdruck einer Glaubensform, die auf eine komplexe Welt mit analogen Übertragungsmustern reagiert.

Aber religiöse Symbole und Zeichenhandlungen funktionieren nicht als Simplifizierung der Welt. Sie wirken, wenn sie eine störanfällige Welt gerade dort deuten, wo sie zu zerbrechen droht. Wo sie Ressourcen eines Lebens im Zusammenhang erschließen. An dieser Kompetenz hängt die Ausstrahlung einer Kirche, für die das Virus eine Zäsur darstellt. Der Segen, den Papst Franziskus am vergangenen Freitag gespendet hat, arbeitet mit der performativen Macht des Gebets. Es schafft eine Gemeinschaft, die die Leere im Leben überwindet und in der Verbindungsform des Gebets realisiert, worauf sie setzt. Das Bild vom Petersplatz wird bleiben. Was noch?



Gregor Maria Hoff ist Professor für Fundamentaltheologie an der Universität Salzburg.

Das Pestkreuz

»Das Pestschiff! Heilige Muttergottes! Verschon uns vor dem Schwarzen Tod! Diesen Angstruf soll im Jahre 1347 ein Wachtposten im Hafen von Genua ausgerufen haben, als drei HandelsSchiffe aufkreuzten, die Seuche an Bord. Diese war langsamer als die Kunde, dass diese kleine Flotte bereits Griechenland und Sizilien infiziert hatte. Mit brennenden Pfeilen hielten die Genueser zwar das Schiff von der Landung ab, es half jedoch nichts. Zwischen 1347 und 1352 hatte die Pest Europa fest im Griff, von der Krim ging sie aus. 1522 war es wieder so weit. Aber die Römer hatten nun ein Wunderkreuz an ihrer Seite: ein Kruzifix in Lebensgröße, das vom Volk verehrt wurde, nachdem es 1519 einen Kirchenbrand unbeschadet überstanden hatte. In Prozessionen wurde es durch die Straßen getragen, nach nur 16 Tagen soll die Epidemie abgeflaut sein. Die Erzbruderschaft Compagnia del Santissimo Crocifisso kümmerte sich seitdem um seine Verehrung. In Erinnerung an das Ende der Pest von 1522 wurde es jahrhundertlang an Gründonnerstag zum Petersdom getragen. Seit dem frühen 19. Jahrhundert hängt nun jener Christus mit dem goldenen Lendenschurz in der Kirche San Marcello al Corso in Rom. Wie lange er nun noch im Vatikan verbleibt, hängt von seiner Wunderkraft ab. Oder doch noch mehr von der menschlichen Glaubensstärke, Wunder zu akzeptieren.

ANZEIGE



GOTTESDIENSTE LIVE
TÄGLICH FÜR SIE

Wir sind im Fernsehen und im Livestream
täglich 24 Stunden für Sie da.

Tel.: 0221 - 300 619 10

E-Mail: info@ewtn.de

www.ewtn.tv

EWTN.TV gGmbH | Hansestraße 85 | 51149 Köln



Impressum

Redaktion:
Raoul Löbbert (Leitung),
Merle Schmalenbach
(Stellv. Leitung),
Andreas Öhler, Christina Rietz

Anschrift Redaktion:
Christ & Welt
Konstanzer Straße 64, 10707 Berlin
Telefon: (030) 88 71 43 83
E-Mail: redaktion@christundwelt.de
Internet: www.zeit.de/christundwelt

Anschrift Verlag:
ZEIT Credo GmbH
Speersort 1, 20095 Hamburg
Telefon: (040) 32 80 00

Geschäftsführer:
Dr. Rainer Esser, Patrik Schwarz
(V.i.d.P.)
Druck:
Frankfurter Societäts-Druckerei
GmbH, 64546 Mörfelden-Walldorf
Abonnement Deutschland:
Abonnement DIE ZEIT
52 Ausgaben € 286,00;
Studentenabonnement DIE ZEIT
52 Ausgaben € 182,00
Abonnementbestellung:
für die Extraausgabe der ZEIT
mit Christ & Welt;
Leser-Service, 20080 Hamburg
Telefon: (040) 42 23 70 70
Fax: (040) 42 23 70 90
oder E-Mail: abo@zeit.de



Christ&Welt: Herr Bischof, wie ist die aktuelle Situation in Bergamo?

Beschi: Es werden immer mehr Tote. An manchen Tagen werden fast 200 Todesopfer gemeldet. In den Krankenhäusern ist die Lage besonders schlimm. Und die offiziellen Statistiken erfassen nicht die Menschen, die in ihrer eigenen Wohnung sterben. Ob Covid-19 immer die Todesursache ist, weiß man oftmals nicht. Die meisten sterben wohl, weil sie zusätzlich zum Virus mehrere Krankheiten hatten. Ich habe keine genauen Daten dazu, aber das ist das allgemeine Empfinden hier.

C&W: Die Bilder von Särgen in den Kirchen gingen um die Welt. Die Krematorien kommen nicht nach, heißt es.

Beschi: Die Leichname vieler Menschen werden in Kirchen aufbewahrt. Wir wollen damit ein Zeichen setzen. So schlimm es ist, aber vielleicht kann das ein Zeichen der Zärtlichkeit denjenigen Personen gegenüber sein, die alleine sterben und deren Leichname sich andernfalls andernorts stapeln würden. Dass die Särge mit den Leichnamen in den Kirchen zur Ruhe kommen, ist ein Zeichen des Respekts und der Aufmerksamkeit.

C&W: Wie wirken sich diese dramatischen Ereignisse auf die Stimmung der Menschen in Bergamo aus?

Beschi: Es kommen gerade sehr tiefe Gefühle zum Vorschein. Vor Tagen hat mich ein Priester angerufen, dessen Vater gestorben ist. Er selbst ist in Quarantäne, wie auch seine Mutter und seine Brüder in jeweils anderen Wohnungen. Es gibt kein Begräbnis mit der Familie. Der Leichnam des Vaters kommt auf den Friedhof und wird begraben, ohne dass jemand daran teilnehmen kann. Daran merken wir jetzt auch, wie wichtig diese Momente menschlicher und christlicher Pietät sind.

C&W: Wie steht es um die Kranken?

Beschi: Sobald ein Patient mit dem Krankenwagen zu Hause abgeholt und ins Krankenhaus eingeliefert wurde, auf die Intensivstation, können seine Angehörigen ihn nicht mehr sehen und sprechen. Sie können ihn nicht einmal anrufen. Das ist ein immenser Schmerz. Und doch wächst in dieser schwierigen Phase eine starke Anteilnahme.

C&W: Was meinen Sie damit?

Beschi: Viele Menschen erinnern sich wieder intuitiv an etwas, das wir alle vergessen hatten: Wir hatten uns in den vergangenen Jahren alle in gewisser Weise in die Selbstisolation gesperrt, jeder dachte nur an sich. Jetzt, wo wir eine unfreiwillige Ausgangssperre erleben, merken wir, wie essenziell Anteilnahme ist. Ich hoffe, das wird etwas sein, was dieses Drama überlebt. Heute, wo wir alle in unseren Wohnungen gefangen sind, beobachte ich, wie wirklich bedeutende Kontakte zwischenmenschlicher Nähe entstehen.

C&W: Die Nächstenliebe blüht im Drama auf?

Wie kommt es dazu?

Beschi: Es gibt in diesem Moment ein enormes Bedürfnis nach Nähe. Aber diese Nähe genügt nicht. In der Anfangsphase der Pandemie, als wir alle den Ernst der Lage noch nicht erkannt hatten, machten alle weiter und dachten vor allem an sich selbst. Jetzt, angesichts der Tragödie, fühlen wir uns einander näher. Der Notstand hat eine unglaublich eindrucksvolle Welle der Solidarität erzeugt. Und die Solidarität hat wiederum ein Gefühl der gegenseitigen Nähe hervorgebracht.

C&W: Was kann die Kirche für diejenigen tun, die es gerade besonders schwer haben?

Beschi: Unser Ziel ist, alles Mögliche für die Kranken zu tun und sie nicht alleine zu lassen. Ich habe die Verwandten dazu aufgerufen, die eigenen Eltern oder Großeltern zu segnen, wenn diese im Sterben liegen. Jeder Getaufte kann schließlich segnen. Früher waren es die Väter, die die Kinder im Moment des Abschieds segneten. Jetzt sollen das die Kinder tun.

C&W: Wie ist das mit den Todkranken im Krankenhaus?

Beschi: In den Krankenhauskorridoren sehen die Ärzte und Pfleger derzeit, wie die Menschen alleine sterben. Wenn Patienten den Wunsch äußern, dann können auf den Intensivstationen auch Ärzte oder Krankenpfleger segnen. Natürlich wollen wir nichts vorschreiben. Aber wenn ein Arzt merkt, da gibt es jemand mit diesem Bedürfnis, dann soll er ruhig Bote eines Zeichens, eines Segens oder eines kurzen Gebetes sein.

C&W: Hatten Sie mit dem medizinischen Personal Kontakt?

Beschi: Ja, ich habe mit vielen von ihnen gesprochen, auch auf den Intensivstationen. Angesichts

»Ein Zeichen der Zärtlichkeit gegenüber denjenigen Personen, die alleine sterben und deren Leichname sich andernfalls andernorts stapeln würden«, nennt Bischof Francesco Beschi die Zwischenlagerung der Särge in den Kirchen der Provinz Bergamo, wie hier in Serina.

C&W: Wer waren diese Männer?

Beschi: Einige waren bereits sehr alt, es waren Personen, denen ich sehr zugeneigt war. Wunderbare Menschen, die zusammen in einem Altenheim lebten. Andere waren ebenfalls bereit im Ruhestand, aber noch jünger und halfen in ihren Gemeinden aus. Und dann gab es noch eine Reihe relativ junger Priester. Sie haben sich im Dienst infiziert. Manche Gemeinden haben nun keinen Priester mehr.

C&W: Es heißt, Papst Franziskus, der am Freitag mit einer Andacht auf dem Petersplatz der Kranken und Toten gedachte, habe Sie angerufen?

Beschi: Ja, das war eine wunderbare Überraschung. Er war zutiefst betrübt, sehr informiert und sagte mir, wie sehr er Ärzte und Krankenpfleger in dieser Situation bewunderte und welche Dankbarkeit er ihnen entgegenbringt. Der Heilige Vater war außerdem schwer getroffen von der hohen Anzahl der Toten. Auch unter den Priestern.

C&W: Was unternimmt die Kirche in Bergamo, um den Menschen in dieser Lage dennoch beizustehen?

Beschi: Die Gemeinden haben sich organisiert, um den Menschen nahe zu bleiben. Die Pfarrgemeindehäuser sind geschlossen, aber wir organisieren dennoch Aktivitäten für die Jüngeren. Es gibt eine Reihe von Online-Aktivitäten, darunter Katechese und Bibellesungen. Ich hoffe, das hilft, um die Gemeinde zu versammeln und den Willen am Leben zu halten, dass wir uns alle wiedersehen.

C&W: Was macht die Kirche noch?

Beschi: Viele Kranke stehen unter Quarantäne. Im Priesterseminar von Bergamo haben wir 50 Zimmer für Ärzte und Pfleger zur Verfügung gestellt, die von außerhalb kommen oder wegen der Ansteckungsgefahr derzeit lieber nicht bei ihren Familien wohnen wollen. Zudem haben wir eine Telefon-Hotline geschaltet. Dort können Menschen anrufen, die sich aussprechen wollen, die Trost suchen, in spiritueller oder psychologischer Hinsicht. Priester, Ordensschwestern und Laien antworten ihnen. Und wir haben an die Ärmsten der Armen gedacht. Wir richten Unterbringungen ein, in denen Obdachlose und Migranten in Sicherheit Obdach bekommen.

C&W: Wie reagiert die Zivilgesellschaft?

Beschi: Das ist außergewöhnlich, was hier passiert. Viele Unternehmer unterstützen die Krankenhäuser oder die entlassenen Patienten, sie besorgen Schutzmasken und Beatmungsgeräte. Es gibt Spendenammlungen. Die Solidarität muss erhalten bleiben, wenn nach dem Notstand die Probleme der Familien, der Schwächeren und der Arbeiter zum Vorschein kommen.

C&W: Haben Sie als Bischof eine Erklärung für diese Tragödie?

Beschi: Wissenschaftler und Politiker haben bisher keine Antwort. Ich weiß nicht, ob die Epidemie von der Natur verursacht wurde oder ob auch wir Menschen eine Verantwortung tragen. Als Gläubige fragen wir uns natürlich, was uns das Wort Gottes in dieser Situation lehrt. Wir müssen die Liebe Christi jetzt leben, ganz besonders in dieser Situation. Wir müssen uns die Frage nach unseren Grenzen als Menschen stellen und jetzt Verantwortung übernehmen für unser Leben, für die Mitmenschen, aber auch für die Natur und den Planeten.

C&W: Inwiefern wird uns diese Krise verändern?

Beschi: Wir haben bereits viele Krisen erlebt, ich denke an die Finanzkrise, aber auch an die Umweltzerstörung. Selbst die Kirche ist in der Krise. Wir sagen uns oft: »Wir müssen uns ändern, wir dürfen die Fehler der Vergangenheit nicht wiederholen.« Die Frage ist: Sind wir endlich bereit zu lernen?

C&W: Was meinen Sie?

Beschi: Ich denke, es gibt zwei Aspekte. Das Zusammenleben in Solidarität, um diese Krise zu überwinden. Und das Übernehmen persönlicher Verantwortung. Wenn wir an der Tragödie wachsen, hat sie wenigstens etwas Gutes hervorgebracht.



Francesco Beschi (69) wurde 2009 von Papst Benedikt XVI. zum Bischof von Bergamo ernannt. Beschi wuchs im Bistum Brescia auf, dem auch Bergamo angehört.

Das Gespräch führte Julius Müller-Meiningen.

»Ein Schatten, der einem in die Seele fährt«

Francesco Beschi ist der Bischof von Bergamo. Dort sterben die Menschen, ohne dass er und seine Priester ihnen noch beisteht können.

Ein Gespräch über Hilflosigkeit, die Grenzen des Erträglichen und die Liebe Christi

ihrer schlimmen Gefühlslagen, der Sorge, nicht genügend Geräte, Schutzkleidung und Personal zu haben, sind ihre Leidenschaft und ihre Hingabe, aber auch ihre Klarheit und Strukturiertheit wirklich eindrucksvoll.

C&W: In der ganzen Welt haben die Bilder der Militärfahrzeuge, die die Särge aus Bergamo abtransportieren, Erschütterung ausgelöst ...

Beschi: Das sind entsetzliche Bilder. Das ist der lange Schatten des Todes, ein Schatten, der einem in die Seele fährt. Wir dürfen diejenigen nicht mit ihrem Schmerz alleine lassen, die sehen, wie ihre Lieben im Nichts verschwinden. Ich kenne viele Menschen, die sich nicht mehr von ihrem verstorbenen Vater oder ihrer verstorbenen Mutter verabschieden konnten. Vergangenen Freitag habe ich deshalb auf dem Friedhof von Bergamo ein

Fürbitten-Gebet gesprochen für die Verstorbenen und ihre Angehörigen, die sich nicht mehr verabschieden konnten.

C&W: Wird es eine gemeinsame Begräbnisfeier für die mehr als 1800 Todesopfer alleine in Bergamo geben?

Beschi: Ja, ich denke an eine Feier für alle Verstorbenen unserer Diözese. Jede Kirchengemeinde soll außerdem ihrer Toten gedenken. Und jede Familie wird sich mit den Priestern auf eine Andacht für ihre Angehörigen einigen.

C&W: Wie steht es um die Seelsorge? Sind Ihre Priester im Einsatz?

Beschi: Die Priester in den Gemeinden versuchen, sich den Kranken anzunähern. Aber das Problem ist, dass sich niemand außer Haus fortbewegen darf. Und dann ist da die Sorge vor der Ansteckung. Weniger, dass sich ein Priester ansteckt, wenn er einen Hausbesuch macht. Sondern eher, dass er zusammen mit Jesus Christus auch das Virus bringt. Denn der Priester könnte das Coronavirus in sich tragen, ohne Symptome zu haben. Das ist bei den meisten Angesteckten der Fall, auf diese Weise zieht die Infektion ihre Kreise.

C&W: Das bedeutet, ausgerechnet die Priester müssen besonders vorsichtig sein?

Beschi: Ja, es ist jetzt auch pastorale Umsicht notwendig. Allerdings kann man nicht behaupten, meine Priester aus Bergamo hätten den Einsatz gescheut. Lassen Sie mich nur daran erinnern, dass 23 Priester der Diözese am Virus gestorben sind und einige mit schwerem Krankheitsverlauf auf der Intensivstation liegen. Das alles sind Zeichen tiefer Hingabe.

Unsere Welt ist krank. Ich meine damit nicht nur die Pandemie des Corona-Virus, sondern auch den Zustand unserer Zivilisation. Das globale Phänomen der Corona-Pandemie macht dies deutlich. Es ist, biblisch gesagt, ein Zeichen der Zeit.

Viele von uns haben noch zu Beginn dieser ungewöhnlichen Fastenzeit gedacht, dass diese Epidemie zwar einen kurzfristigen Blackout verursache, eine Störung der gewöhnlichen Abläufe der Gesellschaft, dass wir aber alles irgendwie überstehen werden und dann bald wieder zum alten Modus zurückkehren könnten. Aber so wird es nicht kommen. Und es wäre schlecht, wenn wir uns darum bemühen würden. Nach dieser globalen Erfahrung wird die Welt nicht mehr dieselbe sein wie vorher – und offensichtlich soll sie auch nicht mehr dieselbe sein.

Es ist natürlich, dass wir uns in Zeiten einer Katastrophe zunächst für die zum Überleben notwendigen materiellen Dinge interessieren. Aber es gilt weiterhin: »Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.« Es ist nun an der Zeit, auch die tiefen Zusammenhänge dieser Erschütterung der Sicherheiten unserer Welt in den Blick zu nehmen. Der unausweichliche Prozess der Globalisierung hat anscheinend seinen Höhepunkt erreicht: Jetzt zeigt sich die globale Verwundbarkeit der globalisierten Welt.

Welche Herausforderung stellt diese Situation für das Christentum, für die Kirche – also einen der ersten »Global Player« – und für die Theologie dar?

Die Kirche sollte so sein, wie sie Papst Franziskus haben möchten: »ein Feldlazarett«. Der Papst meint mit dieser Metapher, dass die Kirche sich nicht in der bequemen »Splendid Isolation« von der Welt absondern sollte, sondern über ihre Grenzen hinausgehen und denen helfen sollte, die physisch, psychisch, sozial und geistlich verwundet werden. Dadurch kann sie auch dafür Buße tun, dass auch ihre Repräsentanten noch bis vor Kurzem Verletzungen von Menschen zuließen, sogar der wehrlosen. Versuchen wir jedoch, diese Metapher weiterzudenken – und sie noch tiefer mit dem Leben zu konfrontieren.

Wenn die Kirche ein »Lazarett« sein soll, soll sie auf jeden Fall gesundheitliche, soziale und karitative Dienste anbieten, wie sie das seit Anbeginn ihrer Geschichte tat. Die Kirche soll jedoch wie ein gutes Krankenhaus noch weitere Aufgaben erfüllen: die Diagnose (die Zeichen der Zeit zu erkennen), die Prävention (Gesellschaften, in denen sich die bösartigen Viren der Angst, des Hasses, des Populismus und des Nationalismus verbreiten, zu immunisieren) und die Rekonvaleszenz (durch die Vergebung die Traumata der Vergangenheit aufzulösen).

Letztes Jahr brannte vor Ostern die Pariser Kathedrale Notre-Dame nieder. Dieses Jahr finden in der Fastenzeit in Hunderttausenden von Kirchen vieler Kontinente – und auch in Synagogen und Moscheen – keine Gottesdienste statt. Als Priester und Theologe denke ich über die leeren und ge-

Warum wollten wir nicht zur Kenntnis nehmen, dass ein weiteres Kapitel der Geschichte des Christentums zu Ende geht?

zu den Projektionen unserer Ängste und Wünsche voraus. In Momenten der Katastrophe werden die »schlafenden Agenten eines bösen, rachsüchtigen Gottes« lebendig; sie verbreiten Angst und versuchen, religiöses Kapital für sich aus der Situation herauszuschlagen. Ihre Vision von Gott ist schon seit Jahrhunderten Wasser auf die Mühlen des Atheismus.

In Katastrophenzeiten suche ich nicht einen Gott, der wie ein zorniger Regisseur sich hinter die Bühne unserer Welt gesetzt hat, sondern ich nehme ihn als Kraftquelle wahr, die in denen wirkt, die in solchen Situationen eine solidarische und aufopfernde Liebe erweisen – ja auch in denen, die dazu keine »religiöse Motivation« haben. Gott ist eine demütige und diskrete Liebe.

Ich werde jedoch die Frage nicht los, ob die Zeit der leeren und geschlossenen Kirchen für die Kirche nicht einen warnenden Blick durch das Fernrohr in eine verhältnismäßig nahe Zukunft darstellt: So könnte das in ein paar Jahren in einem Großteil unserer Welt aussehen. Sind wir denn nicht genug gewarnt durch die Entwicklung in vielen Ländern, in denen sich die Kirchen, Klöster und Priesterseminare immer weiter leerten und schlossen? Warum machen wir für diese Entwicklung so lange äußere Einflüsse (»den Tsunami des Säkularismus«) verantwortlich und wollten nicht zur Kenntnis nehmen, dass ein weiteres Kapitel der Geschichte des Christentums zu Ende geht und es daher notwendig ist, sich auf das nächste vorzubereiten?

Vielleicht zeigt diese Zeit der leeren Kirchen den Kirchen symbolisch ihre verborgene Leere und eine mögliche Zukunft auf, die eintreten könnte, wenn die Kirchen nicht ernsthaft versuchen, der Welt eine ganz andere Gestalt des Christentums zu präsentieren. Zu sehr waren wir darauf bedacht, dass die »Welt« (die anderen) umkehren müsste, als dass wir an unsere eigene »Umkehr« gedacht hätten – nicht nur an eine »Verbesserung«, sondern an die Wende vom statischen »Christsein« zum dynamischen »Christwerden«.

Als im Mittelalter die Kirche die Strafe des Interdikts im Übermaß verhängte und infolge dieses

In der Corona-Krise bleiben die Kirchen leer. Ist das ein Zeichen Gottes? Ein Essay des tschechischen Religionsphilosophen

TOMÁŠ HALÍK

Auf dem Weg in die Tiefe



schlossenen Kirchen nach. Ich sehe sie als ein Zeichen Gottes und als einen Aufruf.

Die Sprache Gottes in den Ereignissen unserer Welt zu verstehen erfordert die Kunst der geistigen Unterscheidung, und diese setzt eine kontemplative Distanz zu unseren erregten Emotionen und Vorurteilen, um

eine seltsame Sache. Vielleicht sollen wir eher die Wahrheit des Wortes Jesu erleben: »Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.«

Sicher sollen wir die Impulse der Amazonas-Synode ernst nehmen, aber gleichzeitig einen größeren Raum für den Dienst der Laien in der Kirche schaffen; vergessen wir nicht, dass die Kirche in vielen Gebieten ganze Jahrhunderte ohne Priester überstand.

Vielleicht ist dieser »Ausnahmezustand« nur ein Hinweis auf eine neue Form der Kirche, von der es jedoch bereits in der Geschichte Präzedenzfälle gab. Ich bin davon überzeugt, dass sich unsere christlichen Kommunitäten, Pfarreien, Kollegen, kirchlichen Bewegungen und Ordensgemeinschaften

Vielleicht zeigt diese Zeit der leeren Kirchen den Kirchen symbolisch ihre verborgene Leere auf.

Schon viele Jahre denke ich über den bekannten Text Friedrich Nietzsches über den »tollen Menschen« nach (einem Narren, dem Einzigem, dem es erlaubt ist, die Wahrheit zu sagen), der den »Tod Gottes« verkündet. Das Kapitel endet damit, dass jener »tolle Mensch« in die Kirchen ging, um dort das »Requiem aeternam Deo« anzustimmen, und fragte: »Was sind denn diese Kirchen noch, wenn sie nicht die Gräber und die Grabmäler Gottes sind?« Ich gestehe ein, dass mich schon lange verschiedene Formen der Kirche an kühle und prächtige Grabmale eines toten Gottes erinnern.

Dieses Jahr an Ostern werden wahrscheinlich viele unserer Kirchen leer sein. An irgendeinem anderen Ort werden wir das Evangelium vom leeren Grab vortragen. Wenn uns die Leere der Kirche an ein leeres Grab erinnern wird, sollten wir nicht die Stimme von oben über hören: »Er ist nicht hier. Er ist auferstanden. Er geht euch voraus nach Galiläa.«

Die Anregung zur Meditation für dieses seltene Ostern lautet: Wo ist dieses Galiläa von heute, wo können wir dem lebendigen Christus begegnen?

Soziologische Studien sagen uns, dass in unserer Welt die »Beheimateten« weniger werden (und zwar sowohl diejenigen Menschen, die sich völlig mit einer traditionellen Form von Religion identifizieren, als auch die Anhänger eines dogmatischen Atheismus) und die »Suchenden« mehr werden. Darüber hinaus steigt jedoch die Anzahl

ANZEIGE

radio horeb Leben mit Gott



Hören Sie
radio horeb!

Wir gehen gemeinsam durch diese Zeit und übertragen mehrmals täglich die Heilige Messe und die Gebetszeiten der Kirche. Wertvolle Inhalte aus unseren Sendereihen Lebenshilfe oder Spiritualität sind Fixpunkte in unserem Programm.

Programmheft gratis anfordern
Tel: +49 8328 921-110
www.horeb.org

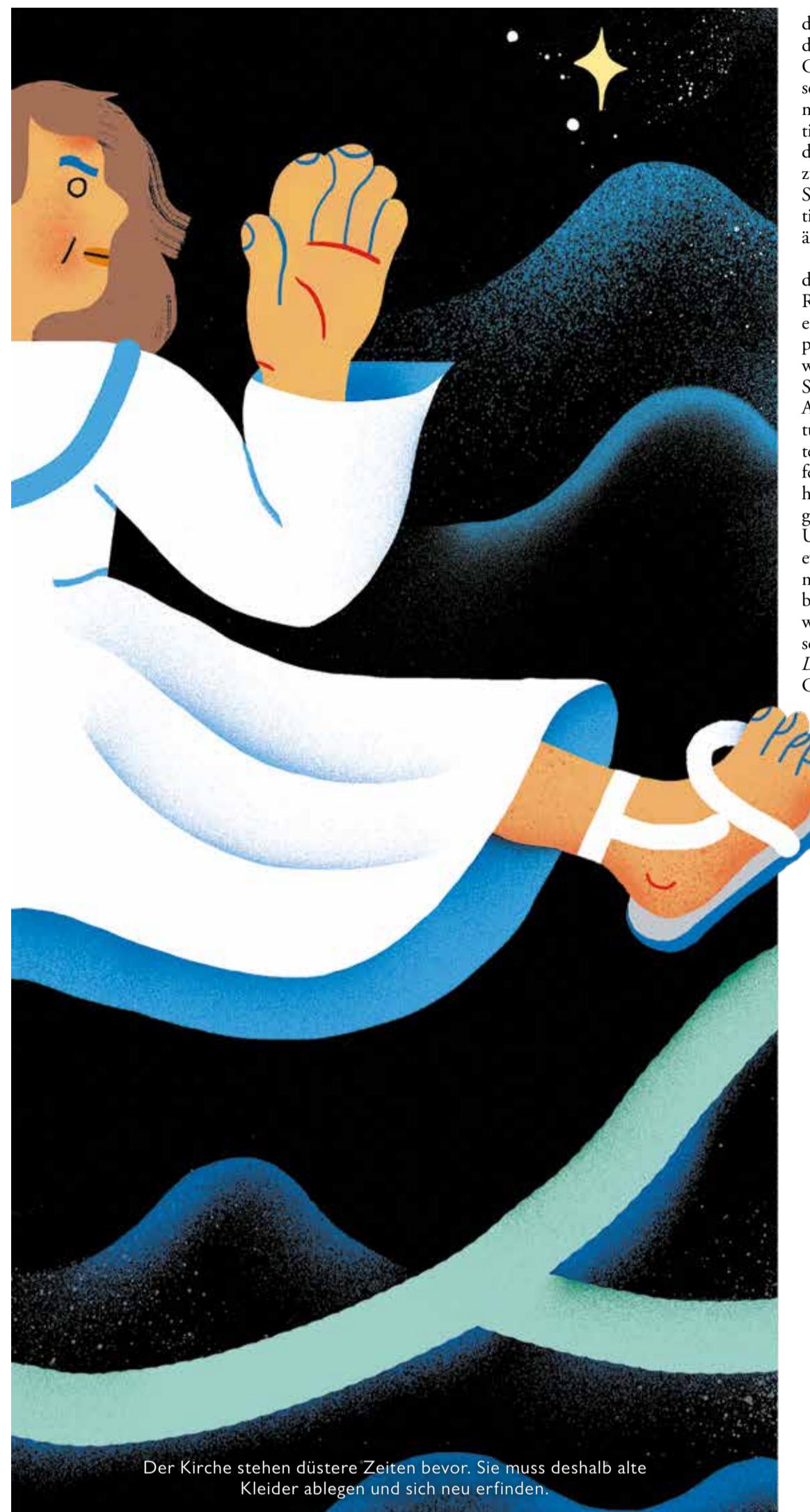
Digital Satellit Internet App Alexa

»Generalstreiks« des gesamten kirchlichen Apparats in vielen Regionen keine Gottesdienste stattfanden und keine Sakramente gespendet wurden, begannen die Menschen, eine persönliche Beziehung zu Gott, den »nackten Glauben«, zu suchen – Laienbruderschaften und die Mystik erlebten einen großen Aufschwung. Dieser Aufschwung der Mystik hat bestimmt zur Entstehung der Reformation beigetragen, sowohl der von Luther als auch der von Calvin, als auch der katholischen Reformation, die mit den Jesuiten und der spanischen Mystik verbunden war. Vielleicht könnte auch heute die Wiederentdeckung der Kontemplation die »synodalen Wege« zu einem neuen Reformkonzil ergänzen.

Ich sehe keine glückliche Lösung darin, dass wir uns während des Verbots öffentlicher Gottesdienste allzu schnell mit künstlichen Ersatzmitteln in Form von Fernsehübertragungen von heiligen Messen behelfen. Eine Wende hin zu einer »virtuellen Frömmigkeit«, zum »Mahl aus der Ferne« und das Knie vor dem Bildschirm ist in der Tat

Kardinal Bergoglio zitierte einen Tag vor seiner Wahl zum Papst eine Aussage aus der Apokalypse: Christus steht an der Tür und klopft an. Er fügte hinzu: Heute klopft jedoch Christus aus dem Inneren der Kirche an und will hinausgehen. Vielleicht hat er das gerade getan.

Illustration: Julia Kuge



der »Apatheisten« – Menschen, die sowohl religiöse Fragen als auch traditionelle Antworten gleichgültig lassen.

Die Hauptlinie der Aufteilung läuft nicht mehr zwischen denjenigen, die sich für Gläubige halten, und denjenigen, die sich für Ungläubige halten. »Suchende« gibt es sowohl unter den Gläubigen (das sind diejenigen, für die der Glaube nicht ein »ererbtes Eigentum« ist, sondern eher »ein Weg«) als auch unter den »Ungläubigen«, die religiöse Vorstellungen ablehnen, die ihnen ihre Umgebung vorlegt, die jedoch trotzdem die Sehnsucht nach einer Quelle spüren, die ihren Durst nach dem Sinn stillen könnte.

Ich bin davon überzeugt, dass dieses »Galiläa von heute«, wohin man gehen soll, um den Gott zu suchen, der durch den Tod hindurchging, die Welt der Suchenden ist.

Die Befreiungstheologie lehrte uns, Christus bei den Menschen am Rande der Gesellschaft zu suchen; es ist jedoch notwendig, ihn auch bei den Menschen zu suchen, die in der Kirche marginalisiert sind; bei denen, die »nicht mit uns gehen«. Wenn wir als Jünger Jesu dort eintreten wollen, müssen wir zunächst viele Dinge ablegen.

Wir müssen unsere bisherigen Vorstellungen von Christus ablegen. Der Auferstandene ist durch die Erfahrung des Todes radikal verändert. Wie wir in den Evangelien lesen, konnten ihn nicht einmal seine Nächsten und Liebsten erkennen.

Wir müssen nicht gleich alles glauben, was uns berichtet wird. Wir können darauf bestehen, dass wir seine Wunden berühren wollen. Wo begegnen wir ihm heute übrigens mit größerer Gewissheit, wenn nicht gerade in den Wunden der Welt und in den Wunden der Kirche, in den Wunden des Körpers, die er auf sich genommen hat?

Wir müssen unsere proselytischen Absichten ablegen. Wir dürfen deshalb in die Welt der Suchenden nicht eintreten, um diese schnellstmöglich zu »bekehren« und sie in die bestehenden institutionellen und mentalen Grenzen unserer Kirchen einzuzwingen. Auch Jesus, der »die verlorenen Schafe des Hauses Israel« suchte, führte diese nicht in die bestehenden Strukturen der damaligen jüdischen Religion hinein. Er wusste, dass man neuen Wein in neuen Schlüpfen einfüllen muss.

Wir wollen aus dem Schatz der Tradition, die uns anvertraut wurde, sowohl neue als auch alte Sachen herausholen, um sie zum Bestandteil des Dialoges mit den Suchenden zu machen; eines Dialoges, in dem wir voneinander lernen können und sollen. Wir sollen lernen, die Grenzen unseres Verständnisses von Kirche radikal zu erweitern. Es reicht nicht mehr aus, dass wir im Tempel der Kirche den »Vorhof für die Heiden« großzügig öffnen. Der Herr hat bereits »von innen« angeklopft und er ist bereits hinausgegangen – und es ist unsere Aufgabe, ihn zu suchen und ihm zu folgen. Christus ist durch jene Tür hindurchgegangen, die wir aus Angst vor den anderen verschlossen hatten, er ging durch die Wand, hinter der wir uns verschanzten, er öffnete uns einen Raum, vor dessen Breite und Tiefe uns schwindelig wurde.

Gleich zu Beginn ihrer Geschichte erlebte die junge Kirche aus Juden und Heiden die Zerstörung des Tempels, in dem Jesus gebetet und seine Jünger gelehrt hatte. Die damaligen Juden fanden darauf eine mutige und kreative Antwort: Den Altar des zerstörten Tempels ersetzte der Tisch der jüdischen Familie, die Opferbestimmungen wurden durch die Bestimmungen zum privaten oder gemeinsamen Gebet ersetzt, die Brandopfer und

die blutigen Opfer wurden ersetzt durch die Opfer der Lippen, der Gedanken und des Herzens, das Gebet und das Studium der Schrift. Ungefähr zur selben Zeit suchte das junge Christentum, das man aus den Synagogen vertrieb, seine neue Identität. Juden und Christen lernten, auf den Ruinen der Traditionen das Gesetz und die Propheten neu zu lesen und auszulegen. Sind wir in unserer heutigen Zeit nicht in einer ähnlichen Situation?

Als an der Schwelle des fünften Jahrhunderts Rom fiel, hatten viele eine schnelle Erklärung parat: Für die Heiden war der Fall Roms die Strafe der Götter für die Annahme des Christentums, und für die Christen war sein Fall die Strafe Gottes für ein Rom, das noch nicht aufgehört hatte, die Hure Babylon zu sein. Der heilige Augustinus lehnte beide Auslegungen ab: In dieser Umbruchzeit entwickelte er seine Theologie des ewigen Kampfes der beiden »Reiche« (*civitates*): nicht der Christen und der Heiden, sondern der beiden »Lieben«, die im menschlichen Herzen wohnen: der Selbstliebe, der die Transzendenz verschlossen bleibt (*amor sui usque ad contemptum Dei*), und der Liebe, die sich hingibt und dadurch Gott findet (*amor Dei usque ad contemptum sui*). Ruft nicht diese Zeit der Zivilisationsveränderungen nach einer neuen Theologie der gegenwärtigen Geschichte und nach einem neuen Verständnis von Kirche?

»Wir wissen, wo die Kirche ist, aber wir wissen nicht, wo sie nicht ist«, lehrte

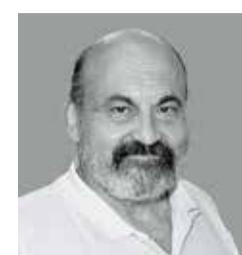
der orthodoxe Theologe Evdokimov. Vielleicht sollen die Worte über die Katholizität und den Ökumenismus, die vom letzten Konzil ausgesprochen wurden, einen neuen und tiefen Inhalt bekommen: Es ist die Zeit gekommen für einen breiteren und tiefen Ökumenismus, für ein mutigeres »Suchen Gottes in allen Dingen«.

Nehmen wir die kommende österliche Zeit als Aufruf zu einem neuen Suchen von Christus an. Suchen wir nicht den Lebenden unter den Toten.

suchen, die sich vor unseren Augen radikal verwandelt. Die gegenwärtige Pandemie ist sicher nicht die einzige globale Bedrohung, der unsere Welt begegnet und noch begegnet wird.

Nehmen wir die kommende österliche Zeit als Aufruf zu einem neuen Suchen von Christus an. Suchen wir nicht den Lebenden unter den Toten. Suchen wir ihn mutig und ausdauernd und lassen wir uns nicht dadurch verwirren, dass er uns wie ein Fremder erscheinen mag. Wir werden ihn erkennen an seinen Wunden, an seiner Stimme, wenn er uns vertraut anspricht, an seinem Geist, der den Frieden bringt und die Angst vertreibt.

Aus dem Tschechischen übersetzt von Markéta Barth, Radolfzell.



Tomáš Halík (Jahrgang 1948) ist Professor für Soziologie an der Karls-Universität in Prag, Präsident der Tschechischen Christlichen Akademie und Pfarrer der Akademischen Gemeinde Prag. In der Zeit des Kommunismus wirkte er in der »Untergrundkirche«. Er ist Träger des Tempelton-Preises und Ehrendoktor der Universität Oxford.

ANZEIGE

MEDIZIN

Wirksame neue Therapie bei Gelenkschmerzen

Werden drei wirksame Arthrose-Heilpflanzen in einem Medikament kombiniert, kann der quälende Schmerzkreislauf bei Gelenkverschleiß durchbrochen werden.

Für mehr als 12 Millionen Deutsche gehören chronische Gelenkschmerzen zum Alltag. Häufigste Ursache ist die Arthrose (Gelenkverschleiß) – jeder zweite Deutsche über 60 Jahren ist deshalb in Behandlung. Die Betroffenen leiden neben den Schmerzen – zum Beispiel beim Büicken, Heben, Treppensteigen – vor allem an der nachlassenden Bewegungsfähigkeit der Gelenke.



Selbst einfache Arbeiten im Haushalt sind für Arthrose-Betroffene häufig eine Qual.

Gefährlicher Schmerzkreislauf

Der Verschleiß von Knie-, Hüft- und Schultergelenken kann unterschiedliche Auslöser haben (z.B. altersbedingt, berufsbedingt, Verletzungen) – weist bei allen Betroffenen jedoch einen typischen Verlauf auf. Wird der Verschleiß nicht konsequent behandelt, kann er ungebremst

voranschreiten und es entwickelt sich immer längere Schmerzphasen. Ist die Arthrose irgendwann zu weit fortgeschritten, kommt als Therapie häufig nur ein künstliches Gelenk in Frage.

Hilfe aus der Natur

Die gute Nachricht: Be-

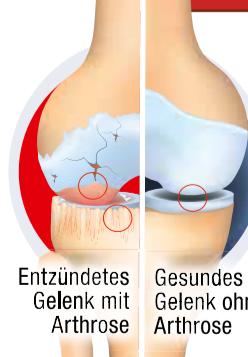
stimmte knorpelstärkende Arzneipflanzen können helfen, den Schmerzkreislauf zu durchbrechen. So können vorhandene Knorpelschäden zwar meist nicht rückgängig gemacht, aber das ungewöhnliche Vorschriften bei regelmäßiger Einnahme wirksam verlangsamt werden. Deutsche Forscher haben nun gleich drei hochwirksame

Arthrose-Heilpflanzen in einem Arzneimittel gegen Gelenkverschleiß vereint (Gelencium Arthro, rezeptfrei in der Apotheke). Das moderne Therapeutikum stärkt die Gelenkknorpel und kann so die typischen Arthrose-Schmerzen lindern. Der 3fach-Pflanzenkomplex aus Teufelskralle, Mädesüß und Giftsumach hat keine bekannten Neben- oder Wechselwirkungen. Darüber hinaus sind die Arthrose-Tropfen auch zur dauerhaften Einnahme sowie zusätzlich zu bestehenden Therapien zugelassen.

Fazit:

Mit Gelencium Arthro kann Gelenkverschleiß wirksam behandelt werden. Fragen Sie in Ihrer Apotheke gezielt nach Gelencium Arthro.

Moderne 3-fach Therapie



Viele Arthrose-Betroffene bestätigen eine spürbare Verbesserung von Beweglichkeit und Schmerzen bei regelmäßiger Therapie mit einem 3-fach-Komplex aus Teufelskralle, Echtem Mädesüß und Giftsumach. Dieser behandelt gezielt die Ursache der Gelenkschmerzen – den Knorpelverschleiß. Die wirkstarke Kombination ist als rezeptfreies Präparat in der Apotheke erhältlich (Gelencium Arthro). Dank Tropfenform kann es schon über die Mundschleimhaut aufgenommen werden und seine Wirkung schnell in den verschiedenen Gelenken entfalten.

Die Vorteile auf einen Blick

- ✓ 100% Natürlich
- ✓ Bekämpft die Ursache (Gelenkverschleiß)
- ✓ Lindert den Schmerz
- ✓ Zur Dauer-einnahme



50 ml: PZN 14309132
100 ml: PZN 14309149

www.gelencium.de



SAMMLUNG
EIN BILD,
EIN SATZ,
EIN WUNDER



Heute kuratiert von **Annette Schavan**
Ihre Empfehlung: **Georg Meistermann: Fastentuch (1959)**

Warum haben Sie dieses Bild ausgewählt?

»undurchdringliches Geheimnis
verhängt und unsichtbar gemacht
schwere Farben, wenig Licht
eindringlich präsent
ein Bild für Tage, die Rätsel aufgeben
die Grenzen sichtbar machen
an denen Schwere dominiert
und nur ein schmaler Streif am Horizont«

Kuratorin im Monat April ist **Annette Schavan**, ehemalige Bundesministerin für Bildung und Forschung und Botschafterin Deutschlands beim Heiligen Stuhl. Sie lehrt als Gastprofessorin an der Shanghai International Studies University.

EINÜBUNGEN INS CHRISTENTUM

Lektion 28: Stellt euch der Naturgewalt!

Wieso die Schöpfung zweideutig ist VON PETRA BAHR

Da geht sie dahin, die kirchliche Be- schwörung der schönen Schöpfung, die nur Menschen bedroht wird.«

So steht es in einem Frontalangriff auf jegliche Art von kirchlichem »Schöpfungskitsch«, der gestern in meinem Postfach lag. Verdient, muss ich sagen. Denn oft genug wird in Liedern und Gebeten, Predigten und Verlaubarungen so getan, als sei die in sich und an sich intakte Natur wie der Paradiesgarten, aus dem nur die Menschen vertrieben wurden. Oft genug wird das, was Menschen »Natur« nennen, zu schnell mit dem theologischen Reden von der »Schöpfung« verwechselt. Das liegt indes nicht am mangelnden Willen der Vorfahren bis in biblische Zeiten, die Wirklichkeit so wahrzunehmen, wie sie ist, sondern daran, dass viele Traditionen religiöser Rede über die »Schöpfung« hinter einer romantischen Natursehnsucht verschwunden sind. Ja, die großen Lobgesänge

auf Gottes schöne Flora und Fauna nehmen nicht nur in der Bibel, sondern auch in alten Kirchenliedern einen großen Raum ein. Doch sind diese Lobgesänge keine Naturbeschreibungen.

»Geh aus, mein Herz, und suche Freud«, dieses alte Kirchenvolkslied etwa war kein heiterer Sommersong, der bei einer Wanderung durch »Gras und Ufer« entstanden wäre. Strophe für Strophe dichtet Paul Gerhardt mitten in der Ruinenwelt des Dreißigjährigen Krieges ein Sehnsuchtslied und mit ihm ein Lied trotziger Hoffnung, im Singen Gottes Schöpfung auch da zu sehen, wo Schönheit und Schreckliches nur schwer erträglich aufeinandertreffen. Keine Naturschilderung eines Großstadters, sondern ein Gebet, das in kleinen Zeichen der Schönheit im Elend einen Trost Gottes entdeckt, einen Paradiesgarten. Es ist im Übrigen nicht erst die Einsicht naturwissen-



schaftlich informierter Skeptiker mitten in einer Pandemie, die es nun endlich auch vermag, die furchtbare Seite der Natur zu entdecken. Die Alten beschreiben die Verletzlichkeit des Lebens, den Riss im Schönen, die inhärente Zerstörungskraft von Erdbeben und Heuschreckenplagen bis zu Seuchen wie Lepra ausführlich und detaillreich.

»Schöpfung« ist auch in religiöser Rede kein Gartensrefugium, sondern eine Perspektive auf die Wirklichkeit, die das Grausame genauso zu sehen in der Lage ist wie das Erhabene. Die Psalmen singen ein Lied davon, »Schöpfung«, das meint auch nicht nur Gottes guten Anfang mit der Welt, als könnte ab Tag eins nur noch eine Verfallsgeschichte erzählt werden, die mit dem Menschen beginnt. »Schöpfung« ist der Gedanke der ursächlichen und begleitenden Gegenwart Gottes in einer zweideutigen

Welt. Wenn man die alten Schöpfungshymnen im ersten Buch der Bibel liest, die niemals einen welt erklärenden, wissenschaftlichen Anspruch hatten, sondern immer religiöse Aussagen sein wollten, entdeckt man, dass »Schöpfung« die stete Überwindung von Chaos ist. Am Anfang ist Finsternis. Diese Finsternis ist nicht völlig weg, sie kommt immer wieder, schon in dem uralten Gesang über den Anfang der Welt aus Gott.

Manches Chaos verursacht der Mensch, andere Zerstörungsdynamiken sind dem schlechten oder guten Einfluss der Menschen schlicht entzogen. Theologen nannten das »gefallene Schöpfung«. Sie suchten nach einem Bild für diese Erfahrung der Zweideutigkeit des Lebens: unverfügbar schön und unverfügbar bedroht zugleich, bei all der kulturellen Gestaltungsmacht des Menschen. Mit der Rede von der »Schöpfung« wird immer auch die Erfahrung der Begrenztheit des Menschen thematisiert. Vom

»Seufzen der Kreatur« in einem Brief des Apostels Paulus die Rede. Sinnlicher kann man diese religiöse Erfahrung nicht ausdrücken. Das ist das Gegenteil von Schöpfungsromantik – eine Deutung, die der Sehnsucht nach Neuschöpfung entspricht, der endgültigen Überwindung von Leid und Tod. Noch in den biblischen Bildern einer neuen Welt ohne Riss, ohne Ambivalenz zeigt sich die grausame Wirklichkeit als die hoffentlich überwundene. Diese Texte lese ich in diesen Tagen, denn sie sind nicht nur voller Schmerz, aber auch voller Zuversicht, dass das Zerbrechende eben nicht vollends zerbricht – auch im Umgang mit der Naturgewalt, die der Menschheit nun zu schaffen macht.

Welche Frage treibt Sie um? Schreiben Sie mir:
redaktion@christundwelt.de.
Petra Bahr ist Regionalbischöfin der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers.

JACOBS' WERK UND FLÜGGES BEITRAG

Im Netz verhakelt

Pastoralteams als WhatsApp-Gruppe – das geht besser VON ERIK FLÜGGE

Zum ersten Mal seit Jahren sprechen mich meine kirchenfernen Freunde auf die Kirche an. Der Grund ist unsere allgemeine Corona-Quarantäne. Nicht, weil sie plötzlich Gott suchen, sondern weil sie all die Videos, die es neuerdings von kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gibt, so endlos peinlich finden.

Jetzt gerade hat einer ein Video eines Pastoralteams in einer meiner WhatsApp-Gruppen gepostet. Schon wieder bekomme ich eine Direktnachricht mit einem YouTube-Link von einem Pfarrer vor der Kamera. Das passiert gerade jeden Tag. Immer begleitet von Tränen lachenden Smiley.

Aua, so peinlich war mir meine Kirche noch nie. Seit Jahren schreibe ich über die schräge Kommunikationskultur der Kirche für kirchliches Publikum. Ich bekomme dabei viel Zuspruch, aber es ändert sich nichts. Jetzt bekommen aber zum ersten Mal alle meine außerkirchlichen Freunde zu Gesicht, was die kirchliche Basis so treibt, und sind fassungslos.

Was schon für das geübte Kirchenmitglied kaum zu ertragen ist, wirkt noch viel krasser auf Leute, die das nicht kennen. Pastoralteams mit Gitarre vor der Kamera, drei Priester, die in Gewändern wie Abba zu dritt eine Prozession durch die Innenstadt machen, und Leute, die nicht predigen können, stellen weltöffentlich zur Verfügung, was schon bisher keiner hören wollte. Priester halten Handpuppen in die Kamera. Handpuppen! Aua, es tut weh!

In Zeiten der Corona-Krise wird vieles offenbar: Nein, die Leute rennen uns in der Krise nicht die



Bude ein. Die allzu oft vorgetragene These, die Schwäche der Kirche wäre bedingt durch die Problemfreiheit unserer Gesellschaft, wurde falsifiziert. Die große Krise ist da und die Leute wenden sich der Kirche nicht in Scharen zu. Es gibt nicht mehr Bedarf an Kirche als sonst.

Ja, natürlich wird der Fernsehgottesdienst gerade mehr geschaut. Aber eben auch nicht mehr, als sonst Leute sonntags in die Messe vor Ort gehen. Natürlich nimmt jemand Kontakt mit dem Pfarramt auf. Aber es sind nicht mehr Kontakte als sonst im Laufe einer Woche.

Weil man auch jetzt so wenig gefragt ist wie eh und je, aber all die Selbstbeschäftigung in Gemeinden entfallen, drängt die ganze kirchliche Welt mittels Videostreaming ins Internet. Dort prallt sie auf eine Wirklichkeit, die von ihr weiter nicht entfernt sein könnte. Nämlich Millionen von Menschen, die längst gute Video-Standards gewohnt sind. Menschen, die wissen, was man im Netz macht und was man lieber lässt.

Live müssen sie gerade die ersten Gehversuche einer Kirche im Internet beobachten. Sie sehen, hören, begreifen, dass die kirchliche Basis in den Gemeinden all die vielen Jahre nicht miterlebt hat, in denen sich die ganze restliche Welt der Kommunikation längst verändert hat.

Erik Flügge, Jahrgang 1986, ist katholisch, Bestsellerautor und politischer Berater. Hier beschreibt er seine Kirche von außen – im Wechsel mit der Pfarrerin Hanna Jacobs.

SO GEHT'S AUCH

Warum es jetzt Fernstenliebe braucht

Misereor ruft zu Osterspenden für ärmere Länder auf VON ANDREAS ÖHLER



Das eigene Leiden ist bekanntlich immer das schwerste. In den Fernsehnachrichten kommen ausgiebig Menschen zu Wort, die sich fragen, wann es wieder Bäckerhefe zu kaufen gibt und sie ihren alten Gewohnheiten nachgehen können. Man klammert sich eben an das, was man hat. Das ist nicht verwerflich in der Not. Nur haben wir hier immer noch mehr als die, die gar nichts haben. Wenn kurz vor der Wetterkarte noch schnell ein paar Bilder den Blick über Supermarktregale hinaus wagen, wird das Ausmaß der Corona-Krise noch deutlicher.

Man sieht Abertausende indischer Wanderarbeiter, die in Heerscharen und natürlich ohne den gebührenden Sicherheitsabstand, geschweige denn mit Atemmasken ausgestattet, ihren Heimweg antreten. Die mittelalterlichen Totentanz-Zyklen, auf denen der knochige Sensenmann vom Kaiser bis zum Bettler egalitätig die Hälme mährt, sind historisch eben doch nicht wahr. Es lebt und stirbt sich verschieden, in den Ländern und in den gesellschaftlichen Schichten.

Das katholische Entwicklungshilfswerk Misereor hat dazu aufgerufen, auch in Zeiten der Corona-Krise die internationale Solidarität nicht zu vergessen. Die Katholische Nachrichten-Agentur (KNA) zitiert den Misereor-Hauptgeschäftsführer Pirmen Spiegel aus dem »ZDF-Morgenmagazin«: »Es steht Deutschland als reicher Nation sehr gut an, den Ärmsten und etwa den Flüchtlingen in Sy-

rien und in Griechenland weiter zu helfen.« Die Verteilung von Schutzkleidung und Desinfektionsmitteln sollte keine Grenzen kennen. Wenn im globalen Süden mit seinen schwach aufgestellten Gesundheitssystemen die Pandemie massiv wütet, wird die Zahl der Toten in die Millionen gehen.

Das akute Problem: Die traditionelle Fastenkollekte in den Gottesdiensten kam bisher stets den Entwicklungsländern zugute. Wenn nun an Ostern die Kirchen leer bleiben müssen, können die zehn Millionen Euro vom letzten Jahr nicht zusammenkommen.

Auch Caritas International fragt sich, ob durch die Corona-Krise die Spendebereitschaft in Deutschland für internationale Hilfen zurückgehen könnte. Gegenüber der KNA äußerte sich der Verband, dass eine »durchaus große Solidaritätswelle« innerhalb Deutschlands denkbar sei, die dann auch Spenden für Menschen weltweit einschließe: »Die Welle der innerdeutschen, kreativen Solidarität im Kleinen, die derzeit gerade entsteht, lässt auf einen positiven Verlauf hoffen.« Misereor etwa sammelt in der diesjährigen Fastenaktion für das kriegsgebeutelte Syrien und den in Mitleidenschaft gezogenen Nachbarn Libanon.

Haben Sie von einer ungewöhnlichen Idee in Ihrer Gemeinde gehört? Bitte schreiben Sie an redaktion@christundwelt.de.